

PRO OECONOMIA.

EIN ALTERNATIV-

MODELL

Auch dieses Jahr treffen sich die Angehörigen des Stiftungsrates der Pro Oeconomia, der Schweizerischen Wirtschaftsstiftung, zu ihrer Hauptsitzung. Anwesend sind namhafte Investoren, Wirtschaftsfachleute, Bankiers, Unternehmer und Professorinnen, um in mehreren Sitzungen die Preise und Auszeichnungen für die besten eingereichten wirtschaftlichen Projekte zu vergeben. Vor ihnen liegen riesige Stapel von Projektanträgen, geordnet nach Sparten: Pharmaindustrie, Finanzwirtschaft, Bau, Energie, Textil (nur ganz wenige Anträge), Metall, Konsumgüter/Handel/Ernährung, Tourismus, Druck/Grafik/Werbung und ein paar andere. Auf dem weitaus grössten Stapel liegt der Zettel «Landwirtschaft».

Die Stiftungsräte machen sich an die Arbeit. Jeder von ihnen hat einen Stapel vorbereitet, der ihm aus fachlichen Gründen zugeteilt worden ist, präsentiert kurz die einzelnen Projekte und stellt einen Antrag. In weiten Teilen sind die Zusprachen schnell gemacht. Jede Branche erhält nach einer relativ fixen Vorgabe Vergabungen für die innovativsten, kreativsten, originellsten Projekte, einige Manager dürfen für ein Ausbildungsjahr nach China oder Indien, hoffnungsvolle Nachwuchskräfte erhalten ein Büro-stipendium in London oder in New York; zwei altherwürdige Herren werden mit einer umfassenden Retrospektive in Form eines Optionenpaketes geehrt.

Loche erhält zehn Millionen für die Entwicklung eines vielversprechendes Medikamentes gegen Katzenallergie. Das Projekt von Oratis für eine radikal wirkende Diät-pille hingegen wird zurückgestellt, weil einige in der Testphase aufgetretene letale Nebenwirkungen noch geklärt werden müssen.

Nur an einem Ort gibt es – wie immer – eine lange und heftige Diskussion: in der Landwirtschaft. Diese erhält seit eh und je die weitaus höchsten Vergabungen, aber eigentlich weiss niemand mehr so recht, wie es dazu gekommen ist. Denn die

Projekte überzeugen nicht, jedes Jahr kommen sie in praktisch unveränderter Form auf den Tisch. Eine Zeitlang war eine gewisse Originalität feststellbar gewesen, hatten einige Landwirte Geld für neue Produktionsformen, für biologische Anbaumethoden, nachhaltiges Wirtschaften, tiergerechte Haltung gefordert. Schnell übernahmen die meisten anderen diese Ideen und verwässerten sie; und nun tragen praktisch alle Anträge das Label «iP» (integrierte Produktion) als Qualitätssiegel, das etwa gleichviel Aussagekraft besitzt wie das «Q» von Schweiz Tourismus, das auf jedem Hotel und Postauto, in jeder Skihütte und auf jedem Klodeckel klebt.

Und stets handelt es sich in der Landwirtschaft um Einzelanträge. Während die anderen sich zu grösseren und kleineren Einheiten zusammenschliessen, mal regional, mal national, mal international kooperieren, existiert in der Landwirtschaft nur ein einziges Modell: der Einzelkämpfer. «Den Leuten fehlt es an Ausbildung in modernen Anbaumethoden, kurz an Professionalität», meint der eine Gutachter. «Und an Managementkenntnissen», wirft der stets modisch und äusserst akkurat gekleidete Banker ein. «Die müsstet mal lernen, wie man investiert, Risiken richtig abschätzt, grosse Kohle (oder in dieser Branche eher: grossen Kohl, haha, fügt er hinzu) macht – und nicht nur kleine Rüben.»

«Wie langweilig», stöhnt die Frau aus der Kreativwirtschaft, «da fehlen jede Eleganz und jeder Pep.» «Und jedes solide Fundament», fügt der Vertreter der Bauwirtschaft hinzu. «Das kann man bei euch nicht sagen», witzelt der Textilvertreter, «so langsam habt ihr das ganze Land zubetoniert, da wird die Landwirtschaft von allein verschwinden.» «Jetzt aber langsam», greift nun der am Tischende sitzende Professor ein, der vor allem für das Thema Nachhaltigkeit zuständig ist und alle Anträge auf die Einhaltung gewisser Richtlinien zu überprüfen hat. Nur selten meldet er sich zu Wort, und wenn, dann hört ihm kaum jemand zu, alle blättern geschäftig in ihren Unterlagen, und seine Anträge kommen praktisch nie durch. «Die Landwirtschaft hat gerade in diesen Zeiten des Umbruchs eine immer wichtigere Funktion», doziert er. «Ohne sie müssen wir bald einmal grosse Teile des Landes aufgeben, die dann von der Natur überwuchert werden und für den Menschen nicht mehr nutzbar sind. Das gilt vor allem für den Alpenraum. Hier finden wir nicht einfach wilde Natur, sondern eine seit alters existierende Kulturlandschaft. Diese Traditionen gilt es zu bewahren, nur so können Menschen weiter in diesen Gebieten leben. Wenn wir die Landwirtschaft bei dieser Aufgabe nicht unterstützen, werden diese strukturschwachen Gebiete keine Überlebenschance haben.»

«Das haben sie ja sowieso nicht», feixt der als smart geltende Vertreter eines Think-Tanks, «geben wir sie doch auf, überlassen wir sie den Tieren und den Pflanzen und konzentrieren unsere Mittel dort, wo sie etwas bewirken und Wege für die Zukunft öffnen.»

«Wir sind das Rückgrat des Landes», lässt sich jetzt der Vertreter der Landwirtschaft in der Runde vernehmen, der zwar selbst einen Hof besitzt, den er jedoch nur selten sieht und von einem Verwalter bewirtschaften lässt, weil ihm seine Aufgaben als Politiker, Verbandsvertreter, Besitzer eines volkstümlichen Radiosenders und beliebter Redner an volkspolitischen Anlässen aller Art keine Zeit dazu lassen. «Ohne uns gäbe es die Schweiz nicht. Wir stehen für alles, was dieses Land ausmacht, wir garantieren seine Versorgung, und wir pflegen echte Schweizer Kultur und alte Traditionen, die von Generation zu Generation weitergegeben werden. Wenn Sie das alles aufgeben wollen, geben Sie die Schweiz auf.» Die einen gähnen, zu oft haben sie diese Ansprache gehört, die anderen rutschen etwas unruhig hin und her, denn sie haben die Stimmen zusammengezählt und gemerkt, dass sie ohne die Vertreter der Natur- und der Landwirtschaftsseite mit einigen ihrer Lieblingsprojekte nicht durchkommen, weil es von Seiten der neidischen Konkurrenz zu viel Widerstand gibt. Der Bauvertreter möchte unbedingt Unterstützung für ein schönes Kraftwerkprojekt in der Türkei, aber einige wollen den Zweck nicht einsehen und halten die Kosten für die Umsiedlung der Bevölkerung für viel zu hoch. Und der Textilvertreter weiss, dass seine Branche nicht weniger strukturschwach ist als die Landwirtschaft. Setzt sich diese nicht mehr durch, geht es ihm bald mit den gleichen Argumenten an den Kragen.

Und wie jedes Jahr schliesst man einen schönen Kompromiss: Alle erhalten Mittel in der Höhe der vergangenen Jahre, die Landwirtschaft sogar noch etwas mehr, die Zusprenkung wird aber an Auflagen gebunden, welche die Erhaltung der Natur betreffen, das lässt sich gut vermarkten. Neu kommt ein Paragraf hinzu, der die Landwirtschaftsvertreter verpflichtet, traditionelle Kultur und nachhaltige Anbauweisen zu pflegen und weiterzugeben. Zufrieden gehen die Damen und Herren auseinander, die Wirtschaftsförderung ist wieder mal für ein Jahr abgeschlossen.

KULTUR ALS WIRTSCHAFT?

Könnte Wirtschaftspolitik auch nach diesem Modell, das wir aus der Kulturpolitik oder Teilen davon kennen, betrieben werden? Wir schaffen eine Stiftung, welche die

besten Ideen, Projekte und Köpfe auszeichnet. Die Einsparungen wären enorm. Denn heute beschäftigen sich auf lokaler, kantonaler und nationaler Ebene unzählige Gremien und Regierungsdepartemente mit der Wirtschaft, machen sich Gedanken zur Struktur-, Steuer-, Beschäftigungs- und Sozialpolitik, schaffen Anreize, optimieren Standorte, gewähren Kredite, führen auf höchster Ebene Gespräche mit Politikern und Unternehmern aus aller Welt, schliessen Abkommen über Doppelbesteuerungen, Investitionen, Strukturhilfen, Budgethilfen. Das alles könnte von einer solchen Stiftung übernommen werden.

Oder müsste man vielmehr in die umgekehrte Richtung denken? Warum eigentlich betreiben wir Kulturpolitik nicht wie Wirtschaftspolitik, die ja offensichtlich sehr erfolgreich ist? Kultur ist keine essenzielle Aufgabe des Staates, bekommen wir als Antwort zu hören. Es ist schön, Kultur zu haben, es ist erfreulich, wenn wir genügend Mittel haben, um auch sie zu fördern, aber eigentlich kommen wir auch ohne Kultur ganz gut aus, wenn es nicht anders geht. Aber wir müssen essen, arbeiten und verdienen, um überleben zu können.

Basis solcher Überlegungen ist die Vorstellung von Kultur als Luxus, Kultur als Sahnehäubchen auf dem Kuchen oder als Dessert nach dem nährenden Hauptgang, Kultur als das Erhabene, Schöne – und im eigentlichen Sinn Zwecklose. Kultur dient nach dieser Auffassung der Erbauung, ist losgelöst von jeder direkten Nutzung, soll das auch sein, damit sie frei agieren kann. Dieses Konzept von Kultur entspricht im weitesten Sinne dem Kulturbild, das sich mit der modernen bürgerlichen Gesellschaft etabliert hat: Kultur als das Überragende, Herausragende, das uns erfreut, wenn wir uns nach langem Arbeitstag erholen, das uns erbaut, wenn wir gemütlich im Lehnstuhl lesen oder im Theater oder der Oper der wunderbaren Musik oder den wohlgesetzten Versen lauschen oder uns im Museum in anderen Epochen wähen. Kultur darf durchaus belehren, vor allem aber soll sie verschönern, entzücken, entrücken. Deshalb muss sie deutlich getrennt sein von den Mühen der Arbeit und des Alltags, vor allem aber von der Sphäre der Wirtschaft. Auf dieser Haltung baut die Kulturpolitik bis heute auf, und gefördert werden seit jeher kulturelle Leistungen, die genau diesen Vorstellungen entsprechen: Theater, Opernhäuser, Literatur, bildende Kunst.

Seit einigen Jahrzehnten findet man allerdings auch Projekte, in denen Gelder der Kulturförderung anders eingesetzt werden, nämlich als Element der Sozialpolitik. Man fördert alternative Veranstaltungszentren, in denen sich vor allem junge Leute treffen, ihre Musik machen, ihre Tänze tanzen, ihre Multimediapro-

jekte realisieren, ihre Filme produzieren und vorführen. Auch die massenkulturellen, medial vermittelten Unterhaltungsformen haben sich ihren Weg gebahnt hin zu den Fördergeldern, seit die Jugend 1968, dann auch 1980 vehement Raum und Unterstützung für ihre Vorstellung von Kultur gefordert hat, seitdem die Politiker erkannt haben, dass hier eine Gefahr, vielleicht aber auch eine Chance liegt. In einigen Fällen ist von Soziokultur die Rede, gemeint ist eine Kultur, die als Sozialarbeiterin tätig ist, problematische Leute integriert, bei der Stange hält, dafür sorgt, dass diese ihre Anregungen in geschützten Bereichen und nicht auf der Strasse, in der Gewalt, in den Drogen finden. Diese Art von Projekten zählt bei vielen nach wie vor nicht als Kultur, erhält auch trotz der um ein Vielfaches grösseren Nutzerzahlen nur einen Bruchteil dessen, was die wirkliche, hohe Kultur verschlingt. Aber diese Ausgaben kann man legitimieren, weil sie helfen, Schlimmeres zu verhindern. Anders als bei der Hochkultur geht es hier nicht um das (herausragende) Produkt, sondern um die Aktivität, das Produzieren. Das Produkt wird sogar häufig etwas belächelt, man ermutigt, sieht aber die Grenzen (wie bei Kindern, deren Anstrengungen man lobt).

Seit einiger Zeit ist manchen Politikerinnen und Politikern aber zudem bewusst geworden, dass Kultur auch ein Standortfaktor sein kann, Leute anziehen, Geld in die Kassen einer Stadt oder einer Region spülen kann. Am sichtbarsten wird eine solche Wirkung bei Megaevents, wie sie sich gleich selbst bezeichnen, wie Street Parade, grosse Open-Airs oder Kunstmessen. Man baut aus, investiert primär in sogenannte Leuchttürme, meist wiederum Vertreter der alten, ehrwürdigen Kultur, die nun angereichert werden mit moderner Architektur und trendigem Lifestyle, mit klingenden Namen und rührenden Homestories von Direktoren mit jugendlichen Mätressen, damit sich auch das gemeine Volk zumindest indirekt an diesem kulturellen Schaffen zu delectieren vermag. Auf diese Weise verschwinden die ehemals fixen Grenzen von high and low, von E und U und was der Differenzierungen mehr sind, immer stärker. Opern werden zu Massenevents, Tenöre werden vom gleichen Management betreut wie Boygroups, ein Streichorchester vom gleichen Label veröffentlicht wie ein Hip-Hop-Star. Damit entfallen zunehmend auch allfällige Kriterien, warum die eine Sparte vom Steuerzahler viel, die andere wenig oder kein Geld erhalten soll.

Aber Kultur bleibt bei alledem ein Luxus. Selbst im letzten Fall dient sie nur dazu, Geld einzubringen, Touristen und Konsumierende anzulocken. Sinnvoller scheint aber eine Kulturförderung, in der die Kulturschaffenden nicht wie die Ar-

men im Mittelalter vor der Klosterpforte oder im Industriezeitalter vor der Suppenküche anstehen müssen, um ihren Teller mit Brei zu erhalten, einige Vaterunser zu sprechen (heute in Form eines Antrages und eines Rechenschaftsberichtes inklusive minutiöser Buchhaltung) und damit bis zur nächsten Speisung weiterdarben zu können.

KUNST DES LEBENS

Kultur aber ist etwas ganz Anderes. Kultur meint nicht das zwecklos Edle und Erhabene, das Herausragende und Einmalige, Kultur umfasst viel mehr, nämlich die gesamte Art und Weise, wie wir leben und unser Leben gestalten. Kultur meint die Kunst des Lebens, nicht die tote Kunst jenseits jeden Lebens. Ohne Kultur gäbe es gar kein Leben, denn wir wüssten nicht, wie wir uns verhalten und begrüßen, wie wir sprechen, feiern, tanzen, essen, arbeiten oder lieben sollten. Kultur ist die Basis, nicht die oberste Spitze, Kultur definiert Werte und Normen, liefert Sinn.

All das umfasst der Begriff Kultur. Und das sollen wir fördern? Dann müssen wir alle und alles unterstützen, lautet der berechtigte Einwand. Natürlich kann dieser so genannte weite Kulturbegriff nicht Ausgangspunkt einer Förderung sein. Aber er muss Ausgangspunkt der Überlegung sein, welche Rolle Kultur in unserer Gesellschaft spielt, nämlich eine zentrale. Denn diejenigen Menschen, die sich mit diesen Fragen beschäftigen, also über die Werte und die Normen einer Gesellschaft nachdenken, über Sinnproduktion, über Alternativen und Gefahren, sie liefern das Schmiermittel, den Treibstoff für die Orientierung dieser Gesellschaft. Hier werden die Weichen für den Weg gestellt, den wir in Zukunft gehen werden.

Aber diese Weichen werden auch von der Ökonomie gestellt, lautet der nächste Einwand. Damit tut sich jedoch kein Gegensatz auf, denn die Art und Weise, wie wir arbeiten, wie wir wirtschaften, ist ebenfalls Teil unserer Kultur, unserer Lebenshaltung, die sich über lange Zeit entwickelt hat und die uns von anderen Gesellschaften unterscheidet. Es gibt daher keinen Grund, Kultur als etwas zu behandeln, das nett, aber eigentlich überflüssig ist, das man gerne nutzt, auf das man aber auch leicht verzichten

kann, denn die zentralen Werte einer Gesellschaft sind kulturell bestimmt. Kulturpolitik ist damit Gesellschaftspolitik, es geht wie in anderen Bereichen auch um den Aufbau und die Entwicklung unserer Gesellschaft in einer nachhaltigen Perspektive.

Und in einer Gesellschaft, die zunehmend von Wissen und Kreativität, nicht von der Menge an produziertem Stahl oder zusammengebauten Mikrochips abhängt, wird die Beweglichkeit, die Agilität und Originalität des Denkens von entscheidender Bedeutung sein. Kultur spielt im Leben der Menschen in hoch differenzierten, segmentierten Gesellschaften eine noch zentralere Rolle als in relativ einfach strukturierten, sie dient als Identitätslieferant und Möglichkeit der Unterscheidung, prägt Lebensstil und Konsumhaltung, wird zum Faktor gesellschaftlicher Diversität, aber auch ökonomischer Innovation. Unmittelbar einsichtig wird das etwa an modernen Formen wie zum Beispiel den Computerspielen.

Wenn wir einmal untersuchen würden, wie viel Geld und Arbeitsplätze all das generiert, was nur schon in einem engeren Sinne als Kultur verstanden wird, dann würde dieser Bereich eine sehr zentrale Stelle in der Produktion unseres Wohlstandes einnehmen. Aber wir tun das nicht, nein, vielmehr splitten wir Kultur auf in zahllose Sparten und definieren dann relativ beliebig, welche davon unterstützungswürdig sind und welche nicht. Wir bauen bürokratische Apparate auf, die einen wesentlichen Teil des Geldes nutzen, um möglichst faire, in der Regel aber eher absurde Regeln zu definieren, nach denen der Rest des Geldes verteilt wird. Stellen Sie sich eine solche Praxis in der Pharmaindustrie oder in der Banken- und Versicherungswelt vor: Entrüstete Empörung über die absolut unprofessionelle, geldverschwenderische und überflüssige Arbeit wäre die Folge. Nicht so bei der Kultur, wo gerade auch Kulturschaffende dieses Modell nicht nur verteidigen, sondern es sogar ausbauen möchten. Es fehlt an Bewusstsein, welche gesellschaftlich und wirtschaftlich wertvolle Arbeit hier geleistet wird. Und das ist kein Zufall, im Gegenteil, es ist sogar verpönt, über den wirtschaftlichen Wert von Kultur zu reden. Sofort ist die Rede von der Zerstörung der Kultur durch kurzfristiges ökonomisches Denken, vom Missbrauch durch die Politik und vom Zerfall durch Massenmedien und Kommerz. Kultur hat frei zu sein, frei von jedem zweck- oder renditeorientierten Denken; als Ideal erscheint noch immer der Künstler und die Künstlerin, die in ihrer Klause hocken und unberührt von der Welten Lauf an ihrem Werk arbeiten.

Dieses Denken ist Folge des Bildes von Kultur als Luxus. Kultur darf nichts und niemandem dienen. Von den freien Künsten reden die Kulturschaffenden, von Unabhängigkeit und Autonomie. Sie sind stolz auf ihre Stellung hoch oben über den Mühsalen des gesellschaftlichen Tagesgeschäftes, über den Köpfen der abhängigen und malochenden Menschen. Und sie haben sich dadurch zu Bittstellern, Almosenempfängern und nutzlosen, aber netten Unterhaltern gemacht.

Kein Bereich der Wirtschaft und der Gesellschaft würde sich so etwas gefallen lassen, besäße er die Macht, dies zu ändern. Den Kulturschaffenden jedoch scheint das Bittstellen in Fleisch und Blut übergegangen zu sein; erhalten sie für ein Werk, an dem sie Jahre gearbeitet haben, einen Unterstützungsbeitrag von 10 000 Franken, sind sie dankbar, obwohl sogar die schlecht bezahlten Kassiererinnen pro Stunde mehr verdienen. Und wenn sie am Schluss für ihr Lebenswerk ausgezeichnet werden und dafür einen Ring, eine Urkunde und ein halbes Jahr Atelieraufenthalt in Savonlinna oder andernorts, wo ein Haus leer steht, erhalten, kommen ihnen vor Rührung die Tränen.

Wann endlich wird einmal berechnet, was Kultur der Gesellschaft bringt, nein, nicht mental, im Geiste, im Intellekt, das wäre wohl zu schwierig, auch wenn gerade hier der wesentliche Beitrag der Kultur liegt, der in Zukunft noch bedeutender werden wird. Vorerst aber wäre uns gedient mit klassischen ökonomischen Berechnungen. Wie viel Geld wird umgesetzt, lokal, kantonal, national, im Rahmen aller Unternehmungen, die der Kultur zuzurechnen sind, beispielsweise all den Betrieben im Musikbereich, den Unternehmungen der Literatur und Buchproduktion, des Theaters, des Tanzes und so weiter. Ich kenne die Zahlen nicht, sie werden auch nicht systematisch erhoben, soweit ich weiss, aber wo einzelne Untersuchungen vorliegen, zeigen sie eines: Sie sind beträchtlich, würden manche etablierten Bereiche der übrigen Wirtschaft hinter sich lassen. Doch statt einer Zusammenschau spalten wir lieber in möglichst kleine Sparten auf: Tanz klassisch, Tanz modern, Ausdruckstanz, Jazzdance, Tanzensemble, Paartanz, Solotanz. Und jede Teilsparte erhält ihr kleines Fördertöpfchen, auf das sie sich setzen kann.

KÜNSTLICHE TRENNUNGEN

Die gerne hochgehaltene Trennung zwischen kommerziellen Angeboten, die vielfach auch hohen Profit abwerfen, alternativen Produktionen aus dem Hinterhof, die primär durch viel Idealismus ermöglicht werden, und künstlerisch wertvollen, ernsthaften, aber kaum rentablen Angeboten, bei denen der Staat einspringen muss, lässt sich nicht mehr aufrecht erhalten, wird immer mehr zur Fiktion. Denn immer enger sind die einzelnen Bereiche miteinander verbunden. In hoch subventionierten Opernhäusern werden Stars gemacht, die mit ihren Schallplatteneinspielungen und Tourneen sich und die beteiligten Firmen reich machen, alternative Hinterhofprojekte

profitieren von kommerziellen Booms und der Suche nach Neuem, Unverbrauchtem und verwandeln sich – manchmal über Nacht – in höchst profitable Unternehmen. Einst gut verdienende Künstler überleben, wenn sie nicht mehr im Trend liegen, nur dank staatlicher Unterstützung; gestern noch mit Jahresstipendien über Wasser gehaltene bildende Künstlerinnen verkaufen morgen in Miami zu Preisen, die das Stipendium um ein Vielfaches übertreffen. Zwar existiert eine Vielzahl von Szenen und Milieus, aber die Grenzüberschreitungen gehören immer stärker zum Alltag; das Abgrenzen in förderungswürdig und nichtförderungswürdig ist zunehmend schwierig. Das Definieren von Sparten wird immer mehr zu einer Übung, die mit der Wirklichkeit kulturellen Schaffens nicht mehr viel zu tun hat.

Gleiches gilt für die in letzter Zeit intensiv erörterte Unterscheidung zwischen Laien und Profis. Wie viele Musiker halten sich mit anderen Tätigkeiten über Wasser, wie viele Filmereinnen unterrichten an irgendeiner Schule, wie viele verdienen irgendwo ihr Geld, um finanziell zu überleben. Und umgekehrt stehen praktisch jedes Laienorchester, jeder Laienchor und jede Liebhaberbühne unter professioneller Leitung oder verstärken sich mit professionellen Kräften.

Es macht immer weniger Sinn, dass die öffentliche Hand ausschnittshaft einzelne Bereiche fördert, ohne sich um den Gesamtzusammenhang zu kümmern, in der Annahme, alles andere sei entweder nicht förderwürdig oder könne auf kommerzieller Basis überleben. Was wäre, wenn sich die öffentliche Hand in der Wirtschaft nur um zwei oder drei Branchen kümmern würde, den Rest aber dem Schicksal überliesse mit dem Argument, die kämen allein zurecht oder seien unwichtig. Wo sie quasi nach dem Kulturmodell funktioniert, nämlich in der Landwirtschaft, wird die ganze Problematik dieses Ansatzes deutlich. Würde die öffentliche Hand es generell tun, würde man ihr vorwerfen, ihre Aufgabe nicht zu erfüllen, nämlich Strukturen so zu definieren, dass sie dem Gedeihen der Wirtschaft in all ihren Sparten förderlich und nicht hinderlich sind. In der Kultur aber darf sie als Lückenbüsserin und PausencLOWN, der hier mal ein Spässchen macht und dort auf die Tube drückt, auftreten. Das gilt räumlich (wer fördert was lokal, kantonale, nationale) wie thematisch: Aufsplitterung und Unübersichtlichkeit prägen das Bild, unzählige Giesskannen meist kleineren Fassungsvermögens giessen unzählige Pflänzchen, ohne zu wissen, ob eine andere Kanne auch gerade giesst, und ohne zu sehen, wo das Pflänzchen genau steht, ob sein Standort optimal, sein Umfeld sinnvoll, sein Biotop naturgemäss und nachhaltig ist. Blüht es, jubeln alle Gies-

ser und sprechen sich den Erfolg zu, geht es ein, nimmt man das kaum zur Kenntnis, weil man ja noch viele andere zu giessen hat.

Doch der Widerwille gegen «Ökonomisierung» und «Kommerzialisierung» der Kultur bleibt weit verbreitet, denn damit würden nach Meinung vieler Kreativität, Innovativität, Entfaltung des eigenen Potenzials und Eigenständigkeit verhindert. Es wäre daher interessant zu untersuchen, wo sich Innovationen eher durchsetzen: im Bereich der staatlich geförderten, geschützten, subventionierten Kulturpolitik, im Bereich der geldarmen und idealismusreichen Hinterhofkultur oder im Bereich des Marktes. Es ist zumindest vorstellbar und in einigen Fällen auch belegbar, dass letztere beide – häufig über eine originelle, kritische Brechung oder raffinierte Nutzung der Marktgesetze – innovativer wirken als geschützte Räume. Denn es dürfte genauso schwierig sein, ein innovatives Konzept in einem in der Regel sehr konsensorientierten öffentlichen Fördergremium durchzubringen wie in einem in der Regel sehr eng definierten kommerziellen Markt. Und zudem dürfte die Arbeit von Interessengruppen (zum Beispiel Verbände der einzelnen kulturellen Sparten oder Anliegen von Sprachregionen) einen mindestens so grossen Einfluss auf Förderentscheide staatlicher Gremien haben wie die Qualität der Projekte.

BASISARBEIT

Wirkliche Kulturförderung müsste also heissen, Kultur genauso zu behandeln wie andere zentrale Bereiche unserer Gesellschaft: Die notwendige Infrastruktur bereitstellen, damit sie gedeihen kann, sei dies nun in Form von Bauten und Räumen, sei dies in Form einer Finanz- und Steuerpolitik, die Investitionen fördert und ermutigt, sei dies in Form von Angeboten in Bereichen wie Marketing, Sozialversicherung oder Vernetzung, sei dies in Form von sinnvollen Regelungen von Urheber- und Abgeltungsrechten, sei dies auch in einer Medienpolitik, die nicht nur darauf ausgerichtet ist, mit möglichst Mainstream-orientierten Produktionen ein Maximum an Werbezeit hereinzuholen. Es kann hier nicht darum gehen, genaue Vorgaben zu machen (Anschubfinanzierungen, zinsfreie Darlehen, Steuererleichterungen, Übernahme von Kosten, angepasstes Kredit- und Bürgschaftswesen, Finanzierung von Netzwerken oder technischen Dienstleistungen), dazu fehlen die Zahlen, dazu fehlen die genauen Analysen der Bedürfnisse, die auch nicht für jeden Bereich und für jede Region die gleichen wären, dazu fehlt die notwendige Diskussion.

Der Ansatz, wie er hier vorgestellt wird, bedeutet auch nicht, kurzfristige Faktoren wie «Standortvorteil» oder «gut gegen Jugendgewalt» oder «gegen Drogenkonsum» in den Vordergrund zu stellen, das funktioniert in der Regel nicht. Vielmehr verlangt ein solches Konzept, einen Rahmen und eine Infrastruktur zu bieten, die der Leistung und der Wirkung kulturellen Schaffens angemessen sind. Wie in praktisch allen Bereichen genügen weder die Kräfte des Marktes, wie das einige glauben, noch eine fixe Reglementierung durch den Staat. Beides bringt den Kern, die Auseinandersetzung mit den zentralen Vorstellungen einer Gesellschaft, zum Erliegen, weil er entweder nur auf Profit oder auf Durchsetzung von Autorität ausgerichtet ist. Das Ziel müsste sein, eine solide und breit abgestützte Basis für das kulturelle Schaffen zu etablieren, welches nicht a priori bewertet und evaluiert wird, sondern die Gelegenheit erhält, sich zu bewähren und Anerkennung zu finden.

Ein solches basisorientiertes System dürfte vor allem auch die Flexibilität erhöhen; zu häufig wird mit dem heute üblichen Verfahren einfach das weiterfinanziert, was man schon immer unterstützt hat. Hätte es öffentliche Kulturförderung schon im Mittelalter gegeben, würden wir wohl noch immer primär Kirchenmalerei, gregorianische Choräle und Abschreibewerkstätten unterstützen, weil die sich auf langjährige Förderung berufen könnten.

BUCHHALTUNG

Kultur ist für alle, nicht für eine Elite, nicht für eine Szene, und dementsprechend sollte ihre Verankerung sein – wie Arbeit, wie soziale Absicherung, wie Bildung. Kultur hat dabei mehr Zukunftspotenzial als viele Bereiche, in die wir unendlich viel Geld stecken. Erhielte jeder Kulturschaffende in der Schweiz soviel wie jede Kuh, würde das Land wohl vor Kreativität und Innovativität explodieren (aber vielleicht macht gerade diese Aussicht vielen Politikern und Kulturförderinstitutionen zu schaffen, vielleicht stecken manche deshalb das Geld lieber in die Kühe, da weiss man wenigstens genau, was dabei herauskommt).

In vielen Aspekten gleicht die Kulturförderung der Entwicklungspolitik. Auch in dieser wird projektorientiert unterstützt: Förderung eines Gesundheitsprojekts hier, eines Kreditsystems für Kleinbauern dort, einer Wasserleitung am dritten, einer Ausbildungsstätte am vierten Ort. Die einzelnen Projekte lassen sich wohl

alle mehr oder weniger gut begründen, scheinen sinnvoll, einzelne florieren, andere gehen schnell wieder ein. Aber nach einem halben Jahrhundert muss man sich fragen: Macht dieser Ansatz Sinn? Müsste man nicht auf einer ganz anderen, strukturellen Ebene aktiver werden als auf dieser durchaus gutgemeinten, aber weitgehend wirkungslosen Pflasterlipolitik beharren, die durch übergeordnete Strukturpolitik wie Welthandelsabkommen, Handels- und Zollschranken oder Biotreibstoffwahn wieder und wieder ab absurdum geführt wird?

Es ist zu vermuten, dass Ausgaben, welche in der Regel als lokale, kantonale oder nationale Subventionen für die Kultur in den einzelnen Buchhaltungen eingetragen werden, häufig einen Rückfluss zur Folge haben, der deutlich höher ist als die Subvention, sodass diese nicht einfach als Negativsaldo in einem Bereich, der halt nichts einbringt, verbucht werden dürfte, sondern den Rückflüssen gegenübergestellt werden müsste. Um dieses buchhalterische Denken zu fördern, sollten wir uns lösen vom einem Kulturbegriff, der längst überholt ist, müssten uns lösen von der Unvereinbarkeit von Kultur und Wirtschaft, von einem Bild des Künstlers, der zwar nicht mehr in seiner Dachkammer unter dem Regenschirm sitzt, aber am Tropf der Förderbürokratie hängt. Und dazu müssten wir die nötigen Erhebungen anregen und die ebenso notwendigen heftigen Diskussionen führen. Die Betonung des ökonomischen Aspekts bezweckt, die gesellschaftsrelevanten Leistungen des kulturellen Schaffens sichtbar zu machen, ohne dieses auf bloße Wirtschaftlichkeit im engen Sinne der Rentabilität zu reduzieren.

Eine Strategie der Basis- und Infrastrukturförderung schiene mir wesentlich sinnvoller, als über weitere Sparten nachzudenken, die gefördert oder nicht gefördert werden sollen, als über Definitionen von Volks-, Elite-, Avantgarde-, Massen-, Konsum- und anderen Kulturen zu brüten, die nie zu einem Konsens führen können und nur eines bewirken: eine Aufspaltung von Kultur in Trostpflastercheneinheiten statt eine Förderung «der» Kultur. Ob die so unterstützte Kultur dann populär, elitär, avantgardistisch, traditionell, regional oder global und was der schönen Etiketten mehr sind, agiert, das wäre zweitrangig und müsste die Förderer nicht interessieren. Wichtig wäre, dass ein Rahmen existiert, in dem Kultur blühen und gedeihen kann.